I. Sein Leben.

Hinter dem Ladentisch der Apotheke in Frechen steht ein Apothekerlehrling. Mißmutig und knurrend tritt der Maurer Jansen an ihn heran, reicht ihm ein Rezept hin und sagt: „Das Mittel hat nicht geholfen, seht doch mal nach, was mir eigentlich fehlt, das müßt Ihr aus dem Ding da doch sehen können". Der Lehrling mustert den Mann mit dunkeln, forschenden Augen, versenkt sich in das Rezept und erklärt mit der Ruhe und Bestimmtheit, die nur die völlige Beherrschung des Stoffes zu verleihen vermag: „Es ist ein Paroxytonon, der sich mit einem Properispomenon verbunden hat". Völlig entsetzt über ein so fürchterliches Leiden rafft sich Jansen zu der Frage auf ob denn das überhaupt zu heilen sei? „Ganz gewiß," erwidert der Lehrling. „Wozu haben wir die Fülle der heilenden Kräuter." Jansen, den Rettungsanker ergreifend, bittet den „Herrn Provisor", ihm zu geben, was er für gut hält. Würdevoll überreicht ihm der Lehrling eine Dosis der völlig harmlosen Wurzel der Althaea und rät ihm, das in bestimmten Zeitabschnitten zu nehmen und jedesmal einen Schnaps darauf zu setzen. Nach einigen Tagen meldet sich Maurer Jansen als völlig gesund.

So begann Friedrich Fuchs seine Laufbahn als heilender Mann und als Humorist. Ein späterer Fall zeigt ihn schon etwas fortgeschritten. Er entnimmt die verblüffenden Fremdwörter nicht mehr der griechischen Grammatik, sondern der Zellenlehre, also einem Gebiete der Naturwissenschaft. Der akademische Humor wölbt sich heraus. Diesmal ist der alte Ziegenhändler Manes das Opfer. Auf die Frage, was seiner Frau, für die er ein Rezept überreicht, denn eigentlich fehle, ob sie ihm kurz und klein gehe — was er nämlich dringend wünschte —, erteilt ihm der Lehrling nach gründlicher Durchsicht des Rezeptes die Antwort: „Der Cytoblast ist bei ihr durch den Primordialschlauch in die Intercellulargänge gefahren." Und als Manes, seine freudige Erregung über den anscheinend schweren Fall mühsam bekämpfend, hastig fragt, ob es etwas Schlimmes sei, wird ihm die Antwort: „Ganz und gar nicht, der Fall ist diesmal, wie ich aus dem Rezept ersehe, leicht. Eure Mindel wird genesen." Und auch diesmal behielt der Lehrling recht.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Wir finden unseren Freund, der inzwischen der Apothekerlaufbahn entsagt und nachträglich die Reifeprüfung bestanden hatte, nach Jahren wieder als stud. med. und Dr. phil. in einer Versammlung der „Wilden", d. h. der Nichtverbindungsstudenten in Göttingen. Er steht auf einem Tische und redet, redet scheinbar gegen den Zweck, zu dem die Versammlung einberufen war. Es sollten „schwarze Waffen" angeschafft werden, damit der Wilde, im Falle eines Zweikampfes, nicht mehr auf „Couleurwaffen" angewiesen sei. Er redete aber lediglich ironisierend, und der Vorsitzende, der spätere Minister Otto in Braunschweig, erkannte dies wohl und beruhigte die unruhig werdenden Studenten. Alles löste sich schließlich in stürmische Heiterkeit und Beifallsjubel auf, als Fuchs mit der Pointe herauskam. In der Germania des Tacitus, so erklärte er, steht zu lesen: scuta lectissimis coloribus distinguunt (die Schilde unterscheiden sie durch auserlesene Farben). Also, so schloß Fuchs, sind die alten Deutschen auch schon auf Couleurwaffen losgegangen. Er stellt mit Augurlächeln anheim, ob dies nicht vielleicht doch bedenklich stimmen könne.

Wieder tritt uns Fuchs als Redner entgegen. Er steht auf der Höhe seiner wissenschaftlichen Ausbildung, aber geichzeitig steigt ihm schon eine Ahnung davon auf, daß er an einer Schicksalswende sich befinde. Wir greifen aus der Rede nur einen Satz heraus, der diesen Stimmungswechsel offenbart und uns hinüberleitet zur Betrachtung seines Lebenslaufes.

„In den Jahrzehnten, die der akademischen Zeit folgen, wird der Mensch allmählich von einer großen Vernünftigkeit befallen, und selig möchte ich den preisen, der in den späteren Jahrzehnten des Lebens sich noch denjenigen Gran von Torheit bewahrt hat, der die Weisheit einigermaßen erträglich macht." Brausender Jubel hallte wider von den Wänden der Rattenfalle, einer in Köln damals sehr bekannten Weinwirtschaft, bei diesem inhaltsschweren Worte. Meine Verlobung wurde gefeiert, und die Rede meines Freundes war der Höhepunkt der Feier. Welch eine Freude für die zahlreich versammelten jungen Männer, auf diese Weise der Weisheit heimgeleuchtet zu sehen, der sie alle so gern ein Schnippchen schlugen! Und doch sind sie alle vernünftig geworden, alle; nur einer konnte es nicht, und dieser eine war der Redner. Er war auch wohl der einzige, der sich des tragischen Sinnes dieser Worte bewußt war, tragisch für jeden, der von dieser Vernünftigkeit trotz der wachsenden Jahrzehnte seines Lebens nicht befallen wurde und nicht befallen werden konnte. Auch ich habe damals nur gelacht. Erst sehr viel später ist es mir klar geworden, daß in dieser

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Rede der Weltschmerz eines Mannes sich offenbarte, der den Abgrund erkannte, der zwischen den Anforderungen eines vernünftigen Lebens und ihm selber gähnte, und der nur auf eine Weise überbrückt werden konnte, durch Humor. Damals standen ihm die Wege des Lebens noch offen, eine zahlreiche Freundesschar und ebenso zahlreiche Verehrer seiner wissenschaftlichen Leistungen umjubelten ihn. Später ist es einsam um ihn geworden.

Meine Freundschaft mit Fuchs entstand unvermittelt in einer Mainacht des Jahres 1864. Ein mystisches Dunkel liegt über dieser Nacht. Was uns damals zusammengeführt hat, ist nie ganz aufgeklärt worden. Die Geister des Waldes und des Weines werden wohl mithineingespielt haben. Es war wie ein magisches Band, das sich um diese 18 Jünglinge zusammenschloß, die dort auf der Molkenkur, hoch über dem Heidelberger Schlosse in „mondbeglänzter Zaubermacht" nach gründlicher Aussprache den Beschluß faßten: „Wir wollen in Zukunft gemeinsam hier trinken" (Scheffel, Rippoldsau). Eine Gruppe Friesen — bei denen ich mich befand — und Thüringer bildeten die festen Bestandteile. Fuchs als Rheinländer war eigentlich ein Fremdkörper in der „Frieso-Thuringia", aber er fügte sich ohne Schwierigkeiten ein. Die Aussprache brachte uns sofort nahe zusammen. Beide waren wir bei Beginn des Semesters in Heidelberg eingezogen. Ich als krasser Fuchs, Jurist, er als älterer Student der Medizin, den Helmholtz, Bunsen und Kirchhoff angezogen hatten. In seiner ersten Laufbahn als Apotheker hatte er es nur bis zum Gehilfen gebracht, dann nachträglich das Reifezeugnis erlangt und Medizin studiert. Im Jahre 1914, als die Reste der Frieso-Thuringia sich zur Feier des 100. Semesters zusammenfanden, weilte mein Freund nicht mehr unter den Lebenden.

Unter der Fülle gänzlich ausdrucksloser Gesichter, wie sie jungen Leuten eigen zu sein pflegen — junge Leute haben bekanntlich noch kein Gesicht, sie haben nur ein Antlitz (Jocosa IV 4 S. 145) —, zeichnete Fuchs sich ab wie eine römische Gemme unter Bildnissen unserer Briefmarken. Sein blasses, schön geschnittenes Gesicht, umrahmt von schwarzem, leicht gewelltem Haar, beherrscht von einer ausdrucksvollen, leicht geschwungenen Nase und tief dunklen Augen, gab ihm das Aussehen eines jungen Römers, wie man sich etwa die Gracchen vorstellt. Dem entsprach die beispiellos kühne Art, mit der er seine tiefe, klangvolle Stimme vernehmen ließ, um die in der Regel verblüffenden Offenbarungen seines Geistes kund zu tun. Das Volk der jüngeren Füchse verstummte in Ehrfurcht. Sie fühlten etwas wie

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

das Rauschen von Adlerfittichen über sich, aber dann kam sehr rasch seine Gutherzigkeit zum Durchbruch. Es war durchaus nicht seine Art, die jungen, unerfahrenen Leute von sich abzuschrecken. Im Gegenteil, er lauschte ihren Äußerungen mit Hingebung und konnte geradezu hingerissen werden, wenn er einer durchaus törichten, völlig unhaltbaren Ansicht begegnete, wie solche von den Schulbänken allsemesterlich in ungeheuren Mengen auf die Hochschule geschleppt und dort baldigst vernichtet werden. Er trat mit Nachdruck dafür ein, daß der Fuchs mit durchaus verkehrten Ansichten ankommen und auftreten müsse. sonst werde niemals etwas aus ihm. Wahrscheinlich hatte ich ihm durch die Überfülle solcher Anschauungen und den Nachdruck, mit dem ich sie vertrat, imponiert. Jedenfalls verließen wir die Molkenkur Arm in Arm, und mein neuer Freund ließ es sich nicht nehmen, mich als treuer Mentor bis vor die Tür meines Hauses zu geleiten und sorgsam darüber zu wachen, daß ich, ohne zu straucheln, die Schwelle überschritt. Eine überflüssige, bei seinen höheren Semestern und noch höherem Lebensalter — er war 5 Jahre älter als ich —, von mir aber mit der gebührenden Ehrfurcht entgegengenommenen Sorgfalt.

Allmählich wurde mir klar, welches ungewöhnliche Menschenkind sich mir angeschlossen hatte. Alles studentischen Ulkes ungeachtet, den der stud. med. Fuchs mit Vorliebe herauskehrte, machte seine Überlegenheit an Logik und Verstandesschärfe sich überall bemerkbar. Kein Trugschluß konnte vor ihm bestehen. Jeder falsche Schein entwich. Dabei folgte er unentwegt der Denkweise, die sich durch die Grundgesetze experimenteller Forschung auf dem Gebiete der Naturwissenschaft herausgebildet hat. Für mich war diese Denkweise etwas neues, aber ich wurde rasch mit ihr vertraut. Die Naturwissenschaften hatten damals ihren Siegeszug angetreten über die solange überlegenen Geisteswissenschaften. Julius Robert Mayer und seine Mechanik der Wärme, Liebig und die von ihm geschaffene Agrikulturchemie, seine Ernährungslehre und der sonstige Inhalt seiner chemischen Briefe, die populär-wissenschaftlichen Vorträge von Helmholtz und ähnliche, damals im Vordergrund des Interesses stehende Werke eröffneten den Ausblick in eine neue Welt, und Fuchs, in allen diesen Dingen gründlich unterrichtet, wurde bereitwillig mein Lehrer. Er wurde es auch in anderen Dingen. Bei seiner hervorragenden Veranlagung für die exakten Wissenschaften hätte man annehmen können, daß er auf dem gerade entgegengesetzten Gebiete der schöngeistigen Literatur Banause sei. Aber das Gegenteil war der Fall. Begabung und Interesse waren bei ihm auf beiden Hemisphären des geistigen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Fischer Zander Hahn Pinder Quark Fuchs Ratjen Trinks Tholens Krüger
Schaller Kramer Frank Rodewyk Krug Staude Wellmann Wolle

Heidelberg, Sommer 1864

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Globus gleich stark. Auch hier waren seine Freunde die Nehmenden. Im Laufe seiner Studienzeit, die er zum großen Teile im Auslande, in Frankreich, England und Italien verbrachte, hat er es dann zu einer erstaunlichen Kenntnis alles dessen gebracht, was diese drei großen Kulturvölker an hervorragenden Werken der Literatur hervorgebracht haben. Er beherrschte schließlich auch vollständig die Sprachen dieser Länder und war außerdem im Altgriechischen so zu Hause, daß er altgriechische Briefe aus dem Stegreif niederschrieb und auch Gedichte in dieser Sprache verfaßte. Auch die spanische Sprache und Literatur, vor allem der edle Ritter von der Mancha, war ihm nicht fremd. Alle diese Sprachkenntnisse hielt er lebendig durch Umgang mit Vertretern der verschiedensten Nationen, mit denen er die ausländische Literatur las und sich zu eigen machte. Er wurde auf diese Weise zum Polyhistor ausgesprochenster Art, aber seine Kenntnisse hatten niemals etwas an sich von der Stube des Gelehrten und dem Aktenstaube des in Regalen sorgsam untergebrachten Wissens. Er war vielmehr der richtige Weltweise, der überall zu Hause war, aber niemals sich mit seinem Wissen vordrängte, der seine Kenntnisse unablässig vermehrte, ohne sie zu überschätzen, der sein Wissen mitteilte, aber niemals nach Lohn fragte, der immer lediglich an der Bereicherung seines inneren Menschen und der Befreiung von all den Banden und Hemmungen arbeitete, die mit der Unwissenheit so oft verbunden sind.

Ein solcher Mann scheint wie geschaffen zu einem paidagogos in dem altgriechischen Sinne dieses Wortes. Seine richtige Stelle wäre vielleicht die eines Fürstenerziehers gewesen, wenn es sich darum gehandelt hätte, einen Fürsten zu erziehen, wie ihn etwa Plato verlangte. Denn auch auf den Charakter wirkte er vorzüglich durch seine unbedingte Wahrheitsliebe und dadurch, daß ihm Selbstsucht als Beweggrund seiner Handlungen unbekannt war. Aber in einer Hinsicht konnte er als Erzieher gefährlich werden. Er verachtete die äußeren Formen des geselligen Verkehrs, die sich in den besseren Kreisen der Gesellschaft als eine Art Freimaurerabzeichen, zur Absonderung von der übrigen Menschheit, ausgebildet haben. Als Prinzenerzieher war er daher unmöglich. Er wollte Mensch sein, nichts anderes.

Daß ich mit dem Wissen und Denken meines Freundes eingehend bekannt wurde, verdanke ich unseren gemeinsamen Wanderungen in Wald und Feld, und dem Aufenthalt in den Schenken in und um Heidelberg und später Göttingen. Wir zogen mit unseren Bundesbrüdern fleißig am Neckar und am Rhein und später im Leine- und

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Wesertal entlang über die Berge und durch die Wälder und rasteten, wo es uns behagte. Die schönste Perle in dieser Kette schöner Erinnerungen war und blieb aber für uns alle die Molkenkur, von der ich noch jetzt sagen kann und sicher auch Freund Fuchs Zeit seines Lebens gesagt hätte: „Es klingt wie junges Lieben Dein Name mir so traut". Im übrigen begünstigte mein Freund das Wandeln in der ebenen Fläche. Das Ideal der Schönheit in der Natur war ihm ein grünes Blachfeld, wo der Blick durch das gleichmäßige, erfrischende Grün angenehm festgehalten wird. Meiner Neigung, stets die höchsten Bergeskuppen zu erklettern, folgte er nur höchst widerwillig. Er sagte, daß er das „einer bloßen Aussicht wegen" niemals tun würde. Auch der Reiz einer sogenannten romantischen, aber unwirtlichen Natur, felsiger Einöden und wilder Wasserstürze waren ihm verborgen. Seine Empfindung für Naturschönheit begegnete sich so etwa mit der der homerischen Helden, auf deren Beispiel er sich denn auch in diesem und in vielen anderen Fällen mit Vorliebe berief.

In Heidelberg erstieg Fuchs die erste Stufe der akademischen Würden, er machte auf Verlangen seines Vaters, der das lange, erfolglose Studieren leid geworden war, seinen „Herren Doktor", wie seine in den Jocosa besungene Magd Nina sich ausdrückte. Er begnügte sich einstweilen mit dem Dr. phil., womit er die Ansicht Schopenhauers, daß zu den Laien in der Philosophie auch die Doktoren derselben gehören, lediglich bestätigte; denn die glänzend bestandene Prüfung bewegte sich nur auf naturwissenschaftlichem Gebiete. Nach der Prüfung wurde der bei meinem Freunde in solchen Fällen übliche längere Gedankenstrich gemacht. Dann trennten wir uns nach einem Jahre freundschaftlichsten Zusammenlebens, um uns nach einigen Semestern in Göttingen wieder zusammenzufinden. Soweit es die engeren Verhältnisse dieser Hochschule gestatteten, wurde dort in der Heidelberger Weise weitergelebt. Mein inzwischen weiter herangereifter Freund hatte schon Fühlung gewonnen mit dem weitschauenden Blicke des Sängers und Sehers, der das Wesentliche der Begebenheiten und Erscheinungen zusammenfaßt und dem Geiste durch die eigenartigen Mittel seiner Kunst in geschlossener Gestalt vorführt.

Mit diesem geistigen Gepräge kann man sich allenfalls sehen lassen. Daß es allein nicht genügt, um zum Erfolg zu führen, dafür wurde mein Freund selbst ein lehrreiches Beispiel. In der theoretischen, rein wissenschaftlichen Erfassung der Erscheinungen war er stark, dagegen hilflos wie ein Kind, sobald es sich darum handelte, diese seine Wissenschaft für sich selbst zu verwerten. Sein Herz empörte sich

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

gegen jede praktische Verwertung der ärztlichen Kunst, und diese flocht ihm deshalb keine Kränze. Seine unentwegte treue Liebe zur Wissenschaft bezeichnete er daher in seinem späteren Leben mit Recht als eine unglückliche Liebe, und es dämmerte ihm eine Einsicht, daß er dem edlen Ritter von der Mancha in mancher Hinsicht vergleichbar sei. Wer den edlen Ritter lieben gelernt hat, weiß, was damit gesagt sein sollte. Wer es bisher nicht wußte, sehe sich das tiefernste und todestraurige Gesicht an, mit dem ihn Gustave Doré in seinen Zeichnungen zum Donquixote ausgestattet hat, dem Nachbilde eines leidenden Christus, und er wird begreifen: „O, welch ein hoher Geist ist hier zerstört!"

Nach der Studienzeit fand ich mich in Köln mit Fuchs wieder zusammen. Er versuchte es dort als praktischer Arzt, aber je älter er wurde, desto breiter wurde der Raum, den der sogenannte „kontemplative Müßiggang" bei ihm einnahm. Er verstand darunter die Beschäftigung mit den großen Geistern der Weltliteratur, und wenn man ihn über Homer, Shakespeare, Dante, Schiller und Goethe und vor allen Dingen über Homer sprechen hörte, kam es einem jedesmal vor als wenn einem erst jetzt das richtige Verständnis für diese großen Geister aufgehe. Vor allem die griechische Weltanschauung hat er mir erschlossen und den Vater Homer mir, wie er es ihm war, zu einer heiteren Insel des Friedens und des Glückes gestaltet.

Die Vielseitigkeit des Menschen ist ja oft für die Kraft, die für sein Fortkommen im Leben sich einsetzen soll, eine gefährliche Ablenkung und deshalb eine Schwäche. Der Mensch wird durch diese Vielseitigkeit gehindert, seine Kräfte zu konzentrieren. Für Fuchs war es fast unmöglich, wenn er sich in dem Suchen nach dem reinen Golde der Dichterwelt an diesem oder jenem Funde erfreut und begeistert hatte, mit jäher Wendung seinem praktischen Berufe sich zuzuwenden oder gar die Hand auszustrecken, um den „schnöden Mammon" als Lohn für die von ihm gespendeten „medizinischen Orakelsprüche" in Empfang zu nehmen. Ich folge hierbei seiner Ausdrucksweise. Er konnte nicht wieder zur Erde zurück. Nur hierdurch wird es verständlich, daß er so oft die Leiter von sich stoßen konnte, die ihm dieser oder jener bedeutende und einflußreiche Mann in Erkenntnis seiner hohen Bedeutung bereitwillig hinhielt, um ihm den Aufstieg zu erleichtern. Bismarck soll über Hans von Bülow geäußert haben: „Er war nicht wie die anderen, ihm fehlte die Tünche der sozialen Heuchelei". Dies Wort trifft auf Friedr. Fuchs in vollem Maße zu. Es war überwältigend, zu sehen oder zu hören,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

mit welcher Selbstverständlichkeit er alle Schranken über den Haufen warf, mit denen gesellschaftlich überlieferte Formen den einzelnen in der Betätigung seines Wahrheitsdranges zu hindern pflegen. Es lag hierin, so unsinnig sein Verhalten auch allen verständigen Menschen erscheinen mußte, etwas Heroisches, das in der Regel auch entgegenstehende Meinungen zu achtungsvollem Verstummen brachte. Gesellschaftliche Formen, die zur inneren Unwahrheit führten, gab es für ihn nicht. Auch nicht, wenn es sich um Ablehnung unerwünschter Hilfeleistungen handelte. Daß dieses Verhalten seinem Fortkommen hinderlich war, erkannte er sehr wohl. Aber er hatte zu allen Zeiten einen Tröster zur Hand, der ihm nebenbei auch den jubelnden Beifall seiner Umgebung sicherte. Dieser Tröster war sein nie versagender, geradezu weltenstürmender Humor. Weniger wäre für ihn besser gewesen. Erst durch Fuchs ist mir in mancher Hinsicht das Wesen des Humors klar geworden und ich habe begreifen gelernt, weshalb der Humor so oft gerade tiefgründigen Melancholikern verliehen ist. Der traurige Gegensatz zwischen dem, was unserer Meinung nach sein sollte, und dem was ist, er wird durch nichts wirkungsvoller überbrückt als durch den Humor, der aus diesem Gegensatze seine Nahrung zieht und gerade dadurch, wenn auch nur vorübergehend, mit ihm versöhnt.

Was das äußere Leben meines Freundes betrifft, so begann jetzt ein eigenes Wechselspiel. Er versuchte es mit der praktischen Medizin als Arzt in Köln und daneben mit dem Lehramt an der Universität in Bonn. Auch in andern Lebensstellungen ist er hineingezogen. Es konnte nicht ausbleiben, daß ein so ungewöhnliches Menschenkind auffiel und Aufmerksamkeit bei bedeutenden Menschen erregte.*) Besonders angenehm war ihm ein längerer Aufenthalt auf der „Villa Hügel" bei Essen, wo er als ärztlicher Berater von Alfred Krupp verweilte, der dort am 14. Juli 1887 sein tatenreiches Leben abschloß. Schwenninger, der bekannte Leibarzt von Bismarck und Krupp, hatte ihn dorthin gezogen, und mit diesem und seinem Gönner, Alfred Krupp, lebte er im besten Einvernehmen. Beide hatten volles Verständnis für seine Originalität und erfrischten sich an seinem Humor. Sein gediegenes Wissen verschaffte ihm daneben überall Achtung. Als praktischer Arzt legte er sich auf die Elektrotherapie und hin und wieder mit überraschenden Erfolgen für die Kranken. Aber die Erfolge für ihn selber blieben aus. Er konnte sich nicht entschließen, angemessene Rechnungen auszustellen. Einem Herrn, dem er nach gründlichster Untersuchung eingehende Ratschläge erteilt und den er dann um den lächerlichen Betrag von 3 Mk. erleichtert

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

hatte, lief er auf die Straße nach und gab ihm die 3 Mk. zurück mit dem Bemerken, daß die Ratschläge, die er ihm erteilt habe, wahrscheinlich doch nichts nützen würden. Einem Nordamerikaner, den er später, nach seiner Ernennung zum Professor h. c., von einem lästigen Nervenleiden geheilt hatte, forderte er ein so lächerlich geringes Honorar ab, daß dieser ihm empört erklärte: „Herr, Sie haben mir geholfen, aber empfehlen kann ich Sie nicht. Wenn ich diesen lächerlichen Betrag Ihres Honorars nenne, sagt mir jeder ins Gesicht: Der Mann war gar kein Professor, ein Professor fordert ganz andere Beträge." Diese Geschichte hat mir mein Freund selbst erzählt. Er setzte kleinlaut hinzu: „Ich weiß, daß der Mann Recht hat, aber ich kann nicht anders." Einer Besprechung seines letzten Werkes, der Jocosa, entnehme ich folgende Geschichte:

Eine Dame, den begüterten Ständen angehörend, bittet ihn um Ausstellung einer Rechnung über die sehr erfolgreiche elektrotherapeutische Kur, die er ihrer Tochter hatte angedeihen lassen. Er nennt eine ganz unerwartet geringe Summe, sagen wir 50 Mk. Die Dame traut ihren Ohren nicht und sagt halb entrüstet: „Aber, Herr Doktor!" Er glaubt, es wäre ihr zuviel und verbessert sich „Nun, sagen wir also 30 Mk." Die Dame, jetzt schon beinahe empört, sagt nochmals mit stärkerer Betonung: „Aber, Herr Doktor!" worauf er, wiederum mißverstehend: „Nun gut, machen wir also einen Strich durch die Sache". — Verbürgen kann ich die Geschichte nicht, aber sie trifft sein Wesen so genau, daß ich sagen möchte: sie ist wahr, auch wenn sie erfunden ist.

Fuchs war Originaldenker. Seine Gedanken waren immer aus seinem eigenen Nachdenken und Empfinden, aus der ganzen Eigenart seines Wesens geboren, und diesen Gedanken folgte er unbedingt. Er gehorchte ihnen wie Sokrates seinem Dämon gehorchte, der ihm zum Tode durch den Schierlingsbecher führte.

Es konnte unter diesen Umständen nur gebilligt werden, wenn er nach wenigen Jahren die Gemächer, in denen er als praktischer Arzt, nach seiner eigenen übertreibenden Darstellung meist einsam, „wie die Spinne im Netze", gesessen hatte, abschloß und sich dauernd als Privatdozent in Bonn niederließ. Es führte dies jedenfalls zu einer Klärung. Mit Eifer warf er sich hier auf wissenschaftliche Studien, und tiefgründige Arbeiten auf physikalisch-medizinischem Gebiete entflossen hier seiner Feder. Auch mit den wissenschaftlichen Größen der Hochschule gewann er nahe und teilweise freundschaftliche Fühlung. Etwas anderes war für ihn gefährlicher. In Bonn, in der akademischen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Luft, in der fröhlichen rheinischen Bevölkerung, war er in seinem Element. Die akademische Freiheit erlaubte ihm auch zu leben, wie es ihm gefiel. Von dieser Freiheit machte er einen reichlichen Gebrauch, weniger wäre auch hier besser gewesen. In seiner Lebensweise erinnerte er an die Humanisten des 15. und 16. Jahrhunderts, von denen Burckhardt in seiner Kultur der Renaissance sagt: „Sie hatten mehr persönliche Freiheit, mehr losgebundene Subjektivität, als sie mit Nutzen verwerten konnten, darum verfielen sie." Wäre an ihn, wie an den großen Humanisten Pomponius Laetus, von fürstlichen Verwandten die Einladung ergangen, mit ihnen an ihrem Hofe zu leben, so hätte er gewiß in ähnlichem Stile ablehnend geantwortet:

P. L. agnatis et propinquis salutem.
,,Quod petitis, fieri non potest. Valete!"

Er wollte frei bleiben, frei vor allem als Gegner des Strebertums und aller Menschen, die sich behaglich sonnten im Genusse glücklich erreichter Ehren und Ämter und darüber alles andere vergaßen. Er huldigte einer Ehrlichkeit, die einmal wieder den griechischen Gedanken bestätigt, daß alle Tugend nur im Maßhalten liege. Man kann auch die Ehrlichkeit übertreiben. Wollten alle Menschen bei jeder Gelegenheit sich ihre Meinungen unverhüllt an den Kopf werfen, so wäre jedes gesellige Zusammenleben überhaupt unmöglich gemacht.

In Bonn entwickelte sich bei diesem freien Leben in köstlichster Weise sein Humor. Er nahm hier die eigene Form des „akademischen Humor" an, der sich gern in Fachausdrücken bewegte, sich an die Berufsgenossen oder wenigstens diejenigen wandte, denen die aura academica und ihre Gebräuche vertraut waren, und bei denen deshalb schon durch diese Anklänge freudige Empfindungen ausgelöst wurden. Bei akademischen Festlichkeiten, auch in Häusern der Professoren und anderer bekannter Familien, bei Abschiedsfeiern der Tafelrunde im „Hähnchen" u. dergl. trat er als Festredner auf und entfesselte überall Salven stürmischer Heiterkeit. Etwas mehr Zurückhaltung wäre, für ihn wenigstens, besser gewesen. Den meisten Menschen wird es schwer, Gedankentiefen zu erkennen, die in dem Gewande des Schalksnarren sich zeigen, und den Spaßmacher als solchen, mag er ein noch so herzliches Gelächter bei ihnen auslösen, bewerten sie gering.

Als Original gab er sich in Bonn manchmal auch äußerlich zu erkennen. In den Jocosa heißt es:

Sorgsam hüllten die Ahnen den Hals in die wärmende Binde,
Zwecklos, rudimentär, sitzt an der Stelle der Schlips.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Diesen, gewiß geistreichen Gedanken setzte er in die Tat um, er trug wochenlang keinen Schlips. Natürlich wurde er nun von jedem Bekannten, dem er begegnete, in gutherzigster Weise daran erinnert, daß er vergessen habe, den Schlips umzubinden. Das wurde er doch schließlich leid und das Rudiment, dessen ästhetischen Wert er verkannt hatte, kam wieder zu Ehren.

Auch Pflichten der Höflichkeit folgte er nur widerwillig. Die Besuche, die er als Privatdozent in den Häusern der älteren Professoren zu machen hatte, brandmarkte er als „προσκυνησις" (fußfällige Verehrung). Natürlich wurde der Zweck solcher Besuche, den Mitgliedern des Lehrkörpers und ihren Familien näherzutreten, dadurch in das Gegenteil verkehrt.

Trotz alledem hätte er es in Bonn, wo sich zahlreiche, auch ältere Professoren lebhaft um ihn bemühten, zu durchschlagenden Erfolgen bringen können, wenn er sich nicht selber so gern auch noch durch seltsame Gedanken anderer Art den Knüppel zwischen die Beine geworfen hätte. Zu dem Vortrage, den er in Bonn im Jahre 1878 zu seiner Habilitation als Privatdozent in der Medizinischen Fakultät angekündigt hatte, war ein zahlreiches, auserwähltes Publikum erschienen. Man war gespannt auf diesen Vortrag über Galilei, der in deutscher Sprache gehalten werden sollte (erschienen im Verlage von Emil Strauß in Bonn unter dem Titel: „Über das Leben und die Werke Galileis"). Aber er verdarb den ganzen Erfolg dadurch, daß er, sonst ein Redner ersten Ranges, den Vortrag geradezu abhaspelte, dazu noch das Beste unterschlug. Und weshalb? Weil er sich vorgenommen hatte, der Vortrag solle unter keinen Umständen länger als $^3/_4$ Stunden dauern. „Es ist zum Weinen", sagte mir nach dem Vortrage einer seiner Freunde, „aber so macht er es immer."

In seinen akademischen Vorträgen bewegte er sich stets in den Grenzgebieten der Medizin und der Naturwissenschaft und versteifte sich darauf, daß für ihn in eben diesem Gebiete — dem der medizinischen Physik — ein besonderer Lehrstuhl errichtet werde. Was er anstrebte, wird dasselbe gewesen sein, was inzwischen z. B. an der Frankfurter Universität durch die Errichtung eines „Instituts für die physikalischen Grundlagen der Medizin" zur Wahrheit geworden ist, jedenfalls in einer Form, die weit über die Errichtung eines Lehrstuhles hinausgeht. Fuchs hatte also ein richtiges Auge gehabt für die Bedürfnisse der Medizinischen Fakultät. Was er erstrebte, war richtig. Er wird sich nur, wie gewöhnlich, in den Mitteln vergriffen haben. Mit besonderer Entrüstung brandmarkte er die Gewohnheit der Professoren und

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

der Berliner Geheimräte, die gelehrten Werke, insbesondere die Abhandlungen, die zur Erlangung einer Professur in die Welt gesetzt zu werden pflegen: „mit der Elle zu messen". Es bezog sich das wohl darauf, daß man von ihm ein größeres Werk in dem Gebiete der Wissenschaft erwartete, für die er einen Lehrstuhl zu besteigen wünschte. Er schrieb, seitdem er dies wußte, absichtlich nur kurze Abhandlungen, in denen nicht ein überflüssiges Wort stand, und in denen auf das ängstlichste vermieden wurde, einen Gedanken als seinen eigenen zu verwerten, den ein anderer vor ihm gehabt hatte. Von Nutzen sind diese Abhandlungen gewiß gewesen, aber für andere, der Nutzen für den Verfasser blieb aus. Sie erschienen meistens in Zeitschriften, so die Abhandlung über „die Gleichungen der Muskelstatik mit Zugrundelegung der Forderung des kleinsten Stoffumsatzes". Sie erschien in Pflügers Archiv für die Gesamte Physiologie 1879 S. 67 bis 78, wo sie wahrscheinlich wohl beachtet ist, aber doch, wenn ich so sagen darf, zu wenig ausmachte. Man verlieh ihm den Titel als Professor h. c., aber weiter reichte es nicht. Er blieb also unbesoldet und wurde nicht Inhaber eines bestimmten Lehrstuhls. Diese Zurücksetzung, die ihm statt der begehrten Rahel nur die magere Schwester zuwies, verstimmte ihn denn auch tief und wohl nicht ganz ohne Grund. Seiner Mißstimmung gab er bei einem Prunkmahle, das für den in Bonn anwesenden Kultusminister im Jahre 1890 von der Universität veranstaltet wurde, einen überraschenden Ausdruck. Er machte sich zum Wortführer der „minores gentes" d. h. der noch auf Beförderung harrenden Privatdozenten und außerordentlichen Professoren, in einer gereimten Tischrede auf den Herrn Minister, ganz in dem von ihm beliebten Stil des akademischen Humors. Sie ist wiedergegeben in Teil II, B, a, Nr. 3.

Der Minister v. Goßler hat nach der Tafel dem Redner freundlich die Hand gedrückt und ihn auf die Zukunft vertröstet,*) aber unter den Geronten, die in der Rede nicht gut wegkamen — gemeint waren die Geheimräte —, herrschte Verstimmung, teilweise Entrüstung. Jedenfalls war ja auch die Form in gröblicher Weise verletzt, und es konnte daher nicht überraschen, wenn der Rest Schweigen war.

Ein hervorragender Lehrer und Praktiker der Chirurgie veranlaßte ihn schließlich, mit ihm gemeinsam in einem Hospitale in Bonn

*) Das Wort in die Tat umzusetzen, hat er wohl keine Zeit gehabt. Schon im folgenden Jahre wurde er entlassen. Der Grund der Entlassung erhellt aus dem kaiserlichen Bildnisse, das ihm dabei überreicht wurde und das die Unterschrift trug: „Sic volo, sic jubeo".

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

wieder der praktischen Medizin sich zuzuwenden. Dieser Herr hat ihn vor einem traurigen Ausgange bewahrt. Er schrieb für ihn die Rechnungen aus und zog die Beträge ein, die er dann von Zeit zu Zeit in einer Rentenanstalt für ihn anlegte. Nach einigen Jahren hatte unser Freund für seine geringen Bedürfnisse übergenug. Und er löste schleunigst das Verhältnis. Er hatte auch hierin ein Haar gefunden und war froh, der lästigen Fesseln ledig zu sein. Seine damaligen Beobachtungen über Nervenleiden sind zum Teil veröffentlicht und für die Wissenschaft gewiß von großem Werte gewesen. Er mußte eben an der Kandare gehalten werden, wenn er mit Nutzen für sich selbst arbeiten sollte. Eine Frau wäre für ihn vielleicht das richtige Mittel gewesen, ihn auf geradem Wege zu erhalten. Aber dieser große Wurf ist ihm nie gelungen, und dadurch wurde der Welt einmal wieder ein Original in echter ungeschminkter Fassung erhalten, das sonst vielleicht als Leuchte der Wissenschaft hätte am Ruhmeshimmel glänzen und der Menschheit neue Schätze des Wissens zuführen können. Als er einst mit mir in später, die Herzen zu Mitteilungen erschließender Abendstunde über den Verlauf seiner akademischen Tätigkeit gesprochen hatte, entdeckte er mir, daß er in den letzten Jahren immer an einer Hoffnung sich aufrecht gehalten habe. Den eigenartigen Strahlen, die jetzt als Röntgenstrahlen bekannt sind, war er bei seinen Studien auf die Spur gekommen, aber die unumstößliche wissenschaftliche Begründung dieser Entdeckung, ohne die er nicht hervortreten wollte, verzögerte sich. Da liest er eines Tages die Entdeckung in der Zeitung. Das war für ihn niederschmetternd. Seitdem hat er, wie er sich ausdrückte, allen Bestrebungen des Ehrgeizes entsagt.

Seine wissenschaftliche Tätigkeit verlief nun allmählich im Sande. Er schlug seinen Wohnsitz in Pulheim bei Köln, auf; es geschah um die Jahrhundertwende; er behielt allerdings seine Lehrtätigkeit in Bonn noch eine Zeitlang bei, aber tatsächlich war doch der Strang zwischen ihm und der alma mater zerschnitten. Bald sagte er sich ganz von ihr los. Auch der praktischen Heilkunst wandte er den Rücken. Hierbei konnte er von sich selbst sagen, was er einst von einem seiner Freunde in einem ähnlichen Falle gesagt hatte:

Wie man einer Göttin huldigt, einem Bilde in den Wolken,
Also huldigt' er der Heilkunst, und er hat sie nie gemolken.

So lag denn das stolze Schiff, das einst mit tausend Masten in den Ozean geschwommen war, als Wrack am Strande. Aber eine

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Nachblüte war meinem Freunde doch beschieden. Er begab sich auf Reisen nach Oberbayern und Italien, und hier ging ihm eine neue Welt auf. Der Sinn für die Schönheit der Natur erwachte in ihm. Er schrieb mir entzückende Briefe aus der Umgegend von Rapallo, vom Lago maggiore, aus Venedig, Gardone usw., wo er an sich selber erlebt habe, „wie vor dem Blick der Erde Bilder heilend sich bewegen". Er führte diese Umwandlung darauf zurück, daß er früher die leidige Gewohnheit gehabt habe, nach innen zu sehen, statt den Blick nach außen zu richten, und daß er nunmehr sein Hirn von Physik und Mathematik sorgfältig gereinigt habe.

Aber trotz der Liebe, mit der er sich auf einsamen Gängen in die Bilder der südlichen Landschaft versenkte, landete er schließlich wieder „in der Einöde", wie er zu sagen pflegte, d. h. auf dem Lande in der Nähe von Köln, wo er groß geworden war, und wo eine große, sich stattlich mehrende Zahl seiner Verwandten ihn freudig wieder in ihre Mitte aufnahm. Hier hat er sich durch seine rührende Liebe zu den Kindern ein dauerndes Andenken in ihren Seelen gesichert. Diesen Abschnitt seines Lebens würde ich, wenn ich ihn zu beschreiben in der Lage wäre, mit der Überschrift versehen: „Ohm Fritz". Das heranwachsende Menschengeschlecht in dem noch wirklich kindlichen Alter, in dem es noch ohne Falsch und Neid und Verstellung ist und vor allem die beklemmende Furcht, sich lächerlich zu machen, nicht kennt, war bei zunehmendem Alter sein liebster Verkehr. Er versenkte sich in diese kindlichen Seelen mit seltenem Verständnis — gleichklingende Saiten seiner eigenen Seele wurden hier offenbar zum Mittönen gebracht — und die Kinder erkannten in ihm mit sicherem Instinkt ihren besten Freund. In den „Jocosa" ist diesem zarten Seelenbunde ein eigener Abschnitt gewidmet.

Die letzten Jahre seines Lebens waren der Herausgabe dieser Jocosa gewidmet. Er sammelte, was er an humoristischen Reden und Briefen von sich gegeben, und was er auf dem Gebiete des Humors und des Witzes, aber auch der Lebensweisheit, für sich niedergeschrieben hatte. Leider hat er es mit der Dichtkunst gemacht wie mit der ärztlichen Kunst, eine milchgebende Kuh ist sie ihm nicht geworden. Die Jocosa, erschienen bei Finsterlin in München im Jahre 1910 unter dem seltsamen Decknamen Skamandros — Skamandros = Xanthos = Fuchs —, aus dem Buchhandel verschwunden, haben gewiß seinen Lebensabend verschönt, denn er konnte hierbei uneingeschränkt seinen literarischen Liebhabereien folgen, Witz und Humor ungescheut die Zügel schießen lassen. Daß sie nicht unbeachtet ge-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

blieben sind, beweist eine Besprechung von Doktor Karl Kestermann im Generalanzeiger für Bonn und Umgegend vom 29. Januar 1910, der sich in höchsten Lobsprüchen über die Gedichte ergeht und meinem Freunde den Ehrennamen eines akademischen Wilhelm Busch beilegt. Damit trifft der Kritiker das Richtige. Die Stilart des Professor Dr. phil. und med. Fuchs ist die des akademischen Humors. „Beständig schreitet sein Vers auf dem Kothurn wissenschaftlicher Ausdrucksweise, die alltäglichen Dinge werden komisch, wenn er sie in der Nomenklatur der Fachwissenschaft vorträgt.“ So Herr Kestermann, und ich kann ihm, soweit es sich um Tischreden, Briefe u. dergl. handelt, nur zustimmen. Allerdings enthalten die Jocosa daneben noch sehr viel anderes, Sprüche der Weltweisheit, Ausblicke auf die Gebiete der Poetik, Prosodik usw. Zur weiteren Verbreitung eigneten sie sich nicht. Ein großer Teil des Inhalts ist zu sehr auf die vorgeschrittene Stimmung beim Männergelage zugeschnitten. Sie enthielten auch zuviel Schärfen. Mit der katholischen Kirche war Fuchs früh zerfallen; das Sakrament der Buße war ihm in dem persönlichen Anteil, den der Mensch selber dabei zu leisten hat, in der Austilgung jeder Regung sündlicher Gedanken, in der „contritio“, zu schwer. Er erzählte mir, daß er wochenlang gerungen, die gräßlichsten Seelenqualen ausgestanden habe, aber es sei nicht gegangen. Luther rettete sich in einer ähnlichen Seelenqual auf den Fels des Glaubens, aber ein solcher Sprung ins mystische Gebiet war dem ringenden Jüngling auf dem Gymnasium in Köln unmöglich. Kompromisse kannte er nicht, am wenigsten mit sich selber. Er wandte der Kirche den Rücken und verfolgte seitdem die Bekenner jedes kirchlichen Glaubens, insbesondere die Priester, mit seinem grimmigen Spotte. Seitdem huldigte er nur noch einer Göttin: der Wissenschaft, und der strenge Dienst, den er ihr widmete, und der nur Waffen duldete, die sie selbst ihm darbot, führte ihn ins Lager der Materialisten. Bei der Durchforschung der Jocosa in dem Teil, der durch den Gebrauch griechischer Buchstaben nur qualvoll zu lesen ist, habe ich aber eine merkwürdige Entdeckung gemacht. Dieser hartgesottene, dogmatisch gläubige Materialist hing mit kindlicher Verehrung an der Person Jesu Christi. Er liebte ihn, wie er den Homeros liebte, und über Homer ging ihm nichts, rein gar nichts. Die Aussprüche Christi, die Bilder, in denen er zu reden pflegte, waren ihm stets — so sagt er wörtlich — ein erquickender Quell. Aber allerdings gehörte seine Liebe nur dem Menschen, nicht dem Gotte, und er erhob sich zu der Prophezeiung, daß die Erinnerung an dieses reine Menschentum noch fort-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

leben werde, wenn das irdische Reich, das ihn zum Gotte übersteigerte, lange zerfallen sein werde (s. II, C, Nr. 6).

In seinem neuen Glauben, dem Materialismus, fand die Neigung meines Freundes zur Melancholie reichliche Nahrung. Das war kein Glück für ihn. Um auf geistigem Gebiete nennenswerte Erfolge zu erzielen, ist ein gewisses Maß von freudigem Optimismus nicht zu entbehren. Wer aber in der Materie die alleinige Herrin und Gestalterin der Welt sieht, wird kaum noch mit freudigem Auge dem Leben der Menschheit folgen können. Durch Humor kann man manches überbrücken. Aber dem Aufleuchten des pessimistischen Humors folgt nur zu oft die Melancholie mit verstärkter Gewalt, wie der Katzenjammer dem Rausche. Mit solchem Humor begegnete er mir, wenn ich ihm gegenüber an den Grundlagen meines evangelischen Glaubens festhielt. Er gab schließlich zu, daß ich als Protestant nur ein zwei Zoll dickes Brett vor dem Kopfe habe, der Katholik dagegen erfreue sich eines drei Zoll dicken Brettes. Damit mußte ich mich abfinden.

Die Nachwelt flicht dem Mimen keine Kränze. Dem Tischredner, der vieles mit dem Mimen gemein hat, geht es ebenso. Die Tischreden, die einen großen Teil der Jocosa ausmachen, waren gewiß von überwältigender Komik in dem Kreise, in der Stimmung und zu der Zeit, in der sie gehalten wurden, aber losgelöst von dem Boden, auf dem sie erwachsen sind, bleiben sie vielfach wirkungslos. Es sind daher die Tischreden, Episteln u. dergl. nur wiedergegeben, soweit sie auch über die rasch verwehende Stimmung des vorgeschrittenen Männergelages hinaus Bedeutung behalten. Anstößige Stellen sind fortgelassen oder gemildert; fremdes ist ihm dabei nicht untergeschoben. Zu einem Schlußworte muß ich mich aber noch aufraffen. Zunächst zu einem hohen Liede auf die Treue. Denn treu und wahr und echt war dieser mein Freund, nicht nur gegen mich, sondern gegen alle, denen er freundschaftlich näher getreten war, und deren sind nicht wenige. Seinen Freunden zu helfen mit Rat oder Tat war seine höchste Freude. Hierfür gab er willig hin, was er hatte an irdischem Gute und an Schätzen des Geistes und Gemütes. Auch die Tischreden und Episteln der Jocosa sind solche gern gebrachten Gaben, für die er seinen Lohn in der Stimmung des Augenblicks dahinnahm. Weiteren Lohn hat er nie beansprucht. Lohn konnte er ja überhaupt nicht fordern. Dann noch folgendes: In dem „Nachtwandler" von Arthur Hölscher äußert sich der Fabrikant Ringold wie folgt: „Mein Glück bestand darin, daß ich zufällig die Geschicklichkeit mitbekommen hatte, meine Fähigkeiten unter den Menschen geltend zu machen und wirkungsvoll aus-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

zunutzen. Rings um mich gingen tausendmal fähigere, geniale und überragende Menschen zugrunde. Gerade das Maß ihrer Genialität schloß die Geschicklichkeit aus, die ich besaß. Nennen Sie diesen Mangel „Tüchtigkeit", damit bin ich einverstanden. Die Überschätzung der Tüchtigkeit ist die Erbsünde der heutigen Welt."

Mit der „Erbsünde" werden wohl wenige einverstanden sein. Ob aber nicht außer den Schwachen manchmal auch die Großen im Geiste der sozialen Fürsorge bedürfen, stelle ich als Beitrag zu den sozialen Fragen, die zurzeit die Welt bewegen, zur Erwägung.

Mein alternder Freund fand diese soziale Fürsorge, deren er schließlich dringend bedurfte, bei nahen Verwandten in Lindenthal bei Köln. Dort kapselte er sich mehr und mehr ein. Besuche seiner alten Freunde lehnte er ab. Er wollte nicht als gebrechlicher Greis ihnen entgegentreten. Auf eine Anmeldung meines Besuches erhielt ich von ihm eine Ablehnung, die mit den Worten schloß:

„Ausgespielt ist die Tragödie, moriturus te saluto."

„Willst du einen Gruß mir senden, adressiere ihn an Pluto."

Wenige Tage später, am 4. Februar 1911, sechs Tage vor seinem 71. Geburtstage, hatte er vollendet. Sein Andenken wollte er ausgelöscht wissen. Er ließ sich verbrennen und verbot seinen Verwandten, die Stätte der Aufbewahrung seiner Urne irgend jemandem mitzuteilen. In der Erinnerung seiner Freunde aber lebt er fort. Was er auf diese, insbesondere die jugendlichen Gemüter, die er sich anzuschließen liebte, gewirkt hat, lebt weiter und überwiegt an Wert gewiß in sehr vielen Fällen die Nachwirkung anderer Menschen, deren Namen in bändereichen Werken der Nachwelt aufbewahrt sind.

Im folgenden zweiten Teile soll er selbst zu Worte kommen in Auszügen aus seinen Schriften.

---

*) Anmerkung zu Seite 8, Zeile 14 von unten, hinter „erregte":

In dem Buche von Johannes Reinke „Mein Tagewerk", erschienen 1925 bei Herder & Co. in Freiburg im Breisgau, findet sich auf Seite 50 und 51 eine Schilderung von Friedrich Fuchs, die seiner geistigen Bedeutung und seiner Originalität völlig gerecht wird. Beide verkehrten als ältere Studenten in Bonn in einem Kreise, dem auch Ulrich von Wilamowitz-Möllendorf, Friedrich Leo, die Historiker Max Lenz und Friedrich Schäfer angehörten. Die Einzelheiten, die Reinke von Fuchs erzählt, entsprechen ganz der hier gegebenen Schilderung seiner Person und seines „akademischen Humors". Wenn Reinke angibt, Fuchs sei ursprünglich Philologe gewesen, so kann das richtig sein, wahrscheinlich hat er aber neben den medizinischen auch philologische Kollegien gehört, wie das seine Gewohnheit war.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf